

Predigt:

Die Tage um die Jahreswende – Neujahr – ist eine Zeit der Vorsätze, was man alles besser machen möchte evtl. im kommenden Jahr. Bei allen Vorsätzen gibt es eine Gefahr, man könnte sie Großmäuligkeit nennen. Man nimmt sich Wunder was vor, überschätzt sich und wenn das dann nicht gelingt, ist man enttäuscht, wirft die Flinte ins Korn und tut gar nichts mehr. Kluge Vorsätze sollten bescheiden sein, kleine Schritte Tag für Tag. Das kann man dann eher kontrollieren und korrigieren. Das hat etwas mit dem Fest der Heiligen Familie zu tun, insofern als man diese Heilige Familie als Vorbild für unsere Familien präsentieren könnte. Und das wäre auch mehr als großmäulig. Das kann man nicht imitieren. Vorbilder sind ohnehin etwas riskant. Jeder hat seine Eigenart die er entfalten muss und kann nicht einfach imitieren was andere vorleben. Aber als Bild ist es schon eine gute Sache sich auf diese Heilige Familie einzulassen.

Ignatius von Loyola hat in seinen Exerzitien die Übung, sich in die Situation zu versetzen, die man betrachtet. In die Situation dieser Familie kurz nach der Geburt Jesu. Nicht nur Aussagen darüber machen, Gedanken, sondern sich in das Bild hinein leben.

Da sind Maria, Josef und der Neugeborene. Unsere Phantasie droht schon immer die Sache zu beschönigen und zu verfälschen. Was wir als Jesuskind in der Krippe normalerweise liegen haben ist nach meiner Schätzung 3, 4, 5 Monate alt, nicht neugeboren. Das wäre zu winzig, zu kümmerlich, vielleicht etwas rot und verschrumpelt. Aber das war der Neugeborene – völlig hilflos, eine Hand voll Mensch. Die Eltern sehen das und können es natürlich nicht fassen. Der allmächtige Gott, vor dem das gesamte Universum wie ein Staub ist, wie ein Nichts, der soll das sein in diesem hilflosen, für sich allein überhaupt nicht überlebensfähigen kleinen Kind. Ich denke nicht, dass die das begreifen konnten, wenn es gerade geheißen hat im Evangelium: Sie staunten über die Worte, die über dieses Kind gesagt wurden, vom Simeon. Umso mehr, war es über alles Erstaunen hinaus der Gedanke, dass da Gott sein sollte in diesem ohnmächtigsten, hilflosesten Kind. Es ist natürlich eine Offenbarung wie Gott ist. Wir haben gesungen, er entäußert sich all seiner Gewalt. Wir reden vom mächtigen Gott – aber er setzt seine Macht nicht ein. Er zwingt keinen Menschen zu irgendetwas. Gott will die Freiheit des Menschen. Denn eine erzwungene Liebe taugt nichts. Und das ist die Art Macht, die dieses Kind einsetzen wird. Nirgends triumphierend, nirgends andere überwältigend, sondern sich preisgebend.

Die Ohnmacht des kleinen Kindes setzt sich durch das ganze Leben bis es am Kreuz noch einmal ohnmächtig hängen wird und die anderen ihm sagen werden: Anderen hat er geholfen – sich selbst kann er nicht helfen. So wie das Neugeborene sich selbst nicht helfen kann. Und es ist eine Auskunft über uns Menschen, vom Blick auf diese Situation der Heiligen Familie weg auf uns selbst. Wir alle sind auch so auf die Welt gekommen – hilflos, ohnmächtig. Keiner von uns säße hier, wenn es nicht Menschen gegeben hätte, meistens die Eltern, die sich eben nach der Geburt um ihn gekümmert hätten. Das ist bis heute Überlebensbedingung jedes Menschen, dass er andere Menschen findet, die sich seiner annehmen. Und es ist erstaunlich, dass die 6, 7 Milliarden Menschen, also 6, 7 Milliarden hilfsbereite gefunden haben – sonst wären sie nicht da. Es ist eine Grundanlage des Menschen, dass er andere Menschen braucht. Niemand kann allein Mensch sein und überleben. Beim kleinen Kind ist das am deutlichsten. Aber natürlich auch durch unser Leben sind wir vielfältig auf andere angewiesen. Jeder U-Bahn-Schaffner ist notwendig, damit ich in der Stadt mich bewegen kann. Bäcker und Handwerker sind notwendig. Wir merken dass nicht wie vielfältig wir andere Menschen brauchen. Es kommt aber für manche die Zeit, wo sie wieder wie ein neugeborenes Kind hilflos sind. Im Alter pflegebedürftig, vielleicht geistig durchgedreht. Man muss sich dann kümmern um sie wie um ein Kleinkind. Das fürchten manche – aber auch das ist Situation des Menschen. Die Hilfsbedürftigkeit die wir ständig haben, wird da nur noch einmal konzentriert. Und dann ist es eben so wie beim Neugeborenen, dass die ersten Hilfeleistenden wieder Familienangehörige sind. Wenn einer keine Familie hat, ist er doppelt arm dran. Natürlich springt dann evtl. der Staat ein – in Pflegeheimen. Aber es ist ein Grundgesetz unserer Gesellschaft – einer menschlichen Gesellschaft allgemein, das etwas hochtrabend Subsidiaritätsprinzip heißt, nämlich der Staat oder die übergeordnete Gesellschaft sollte sich nicht ständig einmischen. Sie soll zunächst einmal die Hilfe zulassen, die im kleinen Kreis geleistet werden kann. Subsidiarität heißt, das soll dann unterstützt werden. Das heißt, erste Pflicht des Staates ist, nicht sich um die Leute zu kümmern, die dann vielleicht keine Familie haben, sondern zunächst die Familie zu fördern, die Möglichkeit zu geben, dass in der privaten Pflege zu Hause oder eben auch in Heimen, aber mit Unterstützung der Familienangehörigen, dem Hilfsbedürftigen Unterstützung zu teil wird. Das heißt, hoch gesprochen, wieder Familienpolitik. Aber es ist keine Sache der selbstlosen Organisation, sondern es ist eine Bedingung, dass überhaupt eine Gesellschaft gut funktioniert, wenn einerseits sich Obrigkeiten nicht ständig in untergeordnete Belange einmischen – aber andererseits dafür sorgen, dass diese kleineren Gruppen das leisten können, wozu sie mit Hilfe des Staates evtl. im Stande sind. Familie ist bis heute der Zufluchtsort, wenn einer in Schwierigkeiten gerät, das Erste was ihm einfällt. Manchmal stößt er dann auf Ablehnung und muss dann doch andere suchen. Aber normalerweise ist immer noch die Familie näher als selbst gute Freunde. Familie ist etwas wo hinein wir wachsen und geboren werden. Sie ist in der Tat Schule des Lebens, Schule der Grundaufgabe des Lebens, nämlich der Nächstenliebe. Das ist ja ein zweischneidiges Wort könnte man sagen. Nächstenliebe kann ja einmal heißen: Ich liebe nur die mir nahe stehen – eben familiär zusammen. Und das kann dann wieder gesellschaftlich

eher verheerend werden, weil wir den puren Egoisten, der nur sich selbst durchsetzen will, schnell wegschieben und sagen, einen solchen Ich-bezogenen Menschen, den kann man nicht hoch schätzen. Eigenlob stinkt – sagt man etwa. Aber, wenn einer sich für seine Gruppe einsetzt, für seine Familie, für seine Angehörigen, für seinen Verein, für seine Nation – aber mit dem selben Egoismus, im Grunde nur ein Gemeinschaftsegoismus – dann ist er plötzlich angesehen. Und dann schlagen sich Israelis und Palästinenser die Köpfe, weil sie ja für ihre Gemeinschaft eintreten. Das ist die Schattenseite von Nächstenliebe, verstanden als konzentriert auf Nächste. Jesus macht deutlich, jeder Mensch ist unser Nächster, nicht bloß der, der zu meiner Familie, zu meiner Glaubensgemeinschaft, zu meiner Nation gehört. Das bleibt ständig zu lernen, auch für die Christen. Das ist die eine Seite, Warnung vor Nächstenliebe als Beschränkung. Aber die andere Seite, Ferne sind leicht zu lieben. Irgendetwas für Adveniat zu spenden, kann mich auch etwas kosten. Aber wirklich nervenzerrend ist nur die Liebe zu einem, der mir an die Haut geht, mit dem ich zusammen leben muss. Jeden Tag seine Schwächen aushalten, wo ich schon weiß, wie er sich verhalten wird und das tagtäglich. Das heißt auch Nächstenliebe, der mir so nah ist, dass er mir gelegentlich auf die Füße tritt und mir ins Gehege kommt. Und da erst wird Liebe spürbar als etwas was mich auch etwas kostet, an zeit, an Rücksichtnahme. Und auch das sollte man in der Familie lernen. Sie ist, sollte sein, Schule der Liebe. Menschen, die einem eben auch in die Quere kommen, zu lieben. Etwas überzogen kann man sagen: Im Grunde ist Nächstenliebe dasselbe wie Feindesliebe. Denn der Nächste, der stört mich eben – einer der weit weg ist, mit dem komme ich zurecht. Es gibt ein angelsächsisches Sprichwort: Komm gut mit deinem Nachbarn aus – aber flicke die Zäune. Das soll also heißen, Distanz haben, dann werden manche Probleme nicht so dringlich. Aber diese Zäune kann ich nicht oder sollte ich nicht in der Familie aufbauen zwischen den Einzelnen und deshalb wird da wirklich die Nächstenliebe gefordert. Speziell christliche Botschaft ist es eben nun, dass diese Familie eben nicht, wie ich vorhin sagte, ausgegrenzt werden darf, dass ich für die eintrete gegen Andere. Jesus weitet den Familienbegriff über alle Grenzen aus. Das ist seine Aussage, als da gesagt wird, dein Bruder, deine Mutter, deine Schwestern stehen draußen. Eine harte Antwort. Wer ist mir Bruder, Schwester, Mutter? Wer immer das Wort erfüllt, das heißt: Alle Menschen. Es gab ein Ideal der französischen Revolution – Fraternité. In der Hymne an die Freude besungen von Schiller: Alle Menschen werden Brüder. Aber das ist christliche Botschaft. Wir sind wirklich von Christus her eine Menschenfamilie, Brüder und Schwestern in Christus. Das freilich muss sich erst noch zeigen, dass die Christen eine gemeinsame weltweite Familie sind ohne gegen irgend einen anderen zu stehen, sondern alle einzuladen, damit wir alle Kinder Gottes werden können. Amen.

Albert Keller SJ